

Was leistet die Kirchengeschichtsschreibung für die Aufarbeitung der NS-Zeit?

(Klaus Fitschen)

1. Begriffe und ihre Inhalte: Vergangenheitsbewältigung und Aufarbeitung

Was heute Aufarbeitung heißt, hieß in früheren Jahrzehnten Vergangenheitsbewältigung. Sie war Sache der Erlebnisgeneration, die sich ihrer eigenen Vergangenheit und damit ihrem eigenen Leben zu stellen hatte. Bis heute ist hoch umstritten, ob und in welchem Maße diese Vergangenheitsbewältigung stattgefunden hat. Umstritten war freilich schon in den 1950er und 1960er Jahren, wie weit diese Vergangenheitsbewältigung gehen sollte: Die Täter als Täter und die Opfer als Opfer zu beschreiben, ein neues Verhältnis zum Judentum zu finden, sich mit dem polnischen Volk zu versöhnen – dahin zu kommen war ein langer und kontroverser Weg und zugleich eine politische wie eine historische und zugleich auch eine gesellschaftliche Aufgabe. Institutionell steht dafür die Gründung des Münchner Instituts für Zeitgeschichte im Jahre 1949.

Was in Politik und Gesellschaft geschah und strittig war, bildete sich im Raum von Kirche und Theologie ab: Ein großes Thema war auch hier die Neubestimmung des Verhältnisses zum Judentum, der Bruch mit dem tief eingprägten Antisemitismus, aber auch der Bruch mit Obrigkeitsgehorsam und Militarismus. Im westdeutschen Protestantismus vollzog sich das alles vor dem Hintergrund tiefgreifender Verwerfungen um die Frage der Wiederbewaffnung. Die ohnehin miteinander zerstrittenen Flügel der Bekennenden Kirche, also der „linke“ um Martin Niemöller und der „rechte“, für den der bayrische Landesbischof Hans Meiser stand, gerieten nicht nur über diese Frage in eine scharfe Konfrontation.

Eben darum war die kirchliche Vergangenheitsbewältigung strittig: Was hatte man aus dem „Kirchenkampf“ zu lernen? Waren die Lutheraner mit ihrer starken Unterscheidung von Geistlichem und Weltlichem schuld an allem? Musste die Kirche nicht politischer werden, pazifistischer, kritischer gegenüber der CDU? Vergangenheitsbewältigung hieß im kirchlichen Sinne, den Kirchenkampf zu bewältigen, die historisch begründeten Wahrheitsansprüche verschiedener Flügel der Bekennenden Kirche kritisch zu erhellen und damit auch die Deutungsmacht des Niemöller-Flügels der Bekennenden Kirche zu bestreiten. Es war Niemöllers Bruder Wilhelm, der in mehreren Publikationen nach dem Krieg eben diesen Flügel zum eigentlichen Sieger des Kirchenkampfes erklärte und damit die „intakten“ Landeskirchen mit ihrer vorsichtigen Politik und ihrem „lutherischen Sonderweg“ ins Zwielficht setzte.

Freilich wurde Niemöllers Darstellung schon in den frühen 1950er Jahren als „Kirchenkampfleugenden“ abgetan und er selbst als politischer Parteigänger des Nationalsozialismus diskreditiert. Die Konflikte um die Deutung des Kirchenkampfes führten dann zur Gründung der Kommission zur Erforschung des Kirchenkampfes, die 1955 vom Rat der EKD erstmals berufen und 1971 in „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte“ umbenannt wurde.

Erst 1962 wurde die katholische Kommission für Zeitgeschichte gegründet, als sich auch in der katholischen Kirche zeigte, dass diese keineswegs eine geschlossene, dem Nationalsozialismus gegenüber in absoluter Resistenz oder gar Opposition gegenüberstehende Institution gewesen war. Seither ist auch die katholische Kirchengeschichte den Weg einer kritischen Erforschung gegangen, wenn auch in der kirchlichen Selbstwahrnehmung immer noch das Bild einer im Vergleich zum Protestantismus stärkeren Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus vorherrscht – und das auch zu Recht.

In den 1970er Jahren gewann eine Kirchengeschichtsschreibung Raum, die sich programmatisch vom Kirchenkampf-Begriff verabschiedete und stattdessen von „Kirche im Nationalsozialismus“ sprach. Dafür steht insbesondere der Name des Tübinger Kirchenhistorikers Klaus Scholder. Dennoch blieb der Kirchenkampf im Sinne des Niemöller-Flügels ein Identifikati-

onsmerkmal für den Protestantismus, nicht zuletzt in den Landeskirchen der DDR, wo der Bezug auf die Bekennende Kirche auch eine Legitimationsstrategie war, die freilich ihre Grenzen hatte, da Resistenz, Opposition und Widerstand, der nicht aus kommunistischer Motivation entstanden war, nicht gelten durfte.

Bekanntermaßen fehlt in der Pfälzischen Landeskirche die hier skizzierte Dynamik des Sich-Erinnerns: Die kirchenpolitischen Rahmenbedingungen waren andere, entsprechende Protagonisten gab es nicht. Vergleichbar wäre allenfalls die von Oberkirchenrat Richard Bergmann 1960, also im Vergleich recht spät veröffentlichte dreibändige Sammlung „Documenta“ mit dem charakteristischen Untertitel „Unsere Pfälzische Landeskirche innerhalb der Deutschen Evangelischen Kirche in den Jahren 1930–1944“. Der nächste Anhaltspunkt wären dann schon die „Überlegungen zu einer Geschichte der Pfälzischen Landeskirche unter dem Nationalsozialismus“, die Karl-Georg Faber 1974 in den Blättern für Pfälzische Kirchengeschichte veröffentlichte.

Das Jubiläum der Barmer Theologischen Erklärung im Jahre 1984 war der Höhe- und Endpunkt eines noch von der Erlebnisgeneration getragenen Erinnerns, das aber von einer kritischeren Barmen-Geschichtsschreibung begleitet wurde. In dieser Zeit erschien das Buch „Der Kirchenkampf. Historie oder bleibendes Erbe“, verfasst von Karl Herbert, einem ehemaligen Bekenntnispfarrer. „Entscheidend bleibt die Frage nach der Bedeutung der damaligen Vorgänge für die Gegenwart“, hieß es in der Einleitung. Im Schlussteil wurde dann das Verhältnis von Kirche und Politik thematisiert, aber auch Bonhoeffers Motto „Kirche für andere“. Das entsprach dann dem Geist der Zeit der 1980er Jahre: kein Obrigkeitsegehorsam mehr, sondern Engagement für die Fragen der Zeit.

Aus der Vergangenheitsbewältigung wurde in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Aufarbeitung, wobei dieser Begriff geschichtspolitisch und forschungsstrategisch besonders durch die Aufarbeitung der SED-Diktatur besetzt wurde, was sich wiederum institutionell in der Gründung einer entsprechend benannten Stiftung des Bundes niederschlug. Die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur verkörpert das, was man geschichtspolitisch und geschichtspädagogisch heute mit Aufarbeitung verbindet, nämlich nicht nur die Aufgabe der Erforschung der Vergangenheit, sondern auch die Aufgabe, „die Erinnerung an das geschehene Unrecht und die Opfer wachzuhalten sowie den antitotalitären Konsens in der Gesellschaft, die Demokratie und die innere Einheit Deutschlands zu fördern und zu festigen“.

Lässt sich Ähnliches über die Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus bzw. – und darum geht es hier ja – über die Aufarbeitung der Rolle kirchlicher Akteure und Institutionen in der Zeit des Nationalsozialismus sagen? Oder ist das alles nur noch eine historische Frage bzw. eine Frage kirchlicher Erinnerungskultur?

2. Warum also noch Aufarbeitung?

Die immer noch nachhallenden Debatten um die Rolle des Auswärtigen Amtes im Dritten Reich zeigen, dass die Aufarbeitung oder „Vergangenheitsbewältigung“ der Zeit des Nationalsozialismus keineswegs abgeschlossen ist und bei solchen Institutionen, die es vor wie nach 1945 gab, vielleicht auch nie abgeschlossen sein wird. Institutionelle Kontinuität ist auch bei evangelischen Landeskirchen gegeben, und so zeigt das Projekt „Pfälzische Landeskirche im Nationalsozialismus“, dass sich im kirchlichen Raum die Aufarbeitung nicht erledigt hat. Neben dieses Projekt könnte man andere landeskirchengeschichtliche, regionalkirchengeschichtliche, ortskirchengeschichtliche, diakoniegeschichtliche Vorhaben stellen.

Der Projektskizze des in Arbeit befindlichen Handbuchs ist zu entnehmen, dass dieses „zugleich einen Beitrag zur historisch-politischen Bildung leisten“ soll. Dem schließt sich eine etwas kryptische Aufgabenbeschreibung an, nach der die Auseinandersetzung mit den Ge-

fährdungen, der Verführbarkeit und dem Widerstandspotential des pfälzischen Protestantismus „auch die gegenwärtige Organisationsgestalt, die gegenwärtige Kultur und das gegenwärtige Bekenntnis der pfälzischen Landeskirche“ betreffe.

Bedarf an Aufarbeitung ist also angezeigt, ein Bedarf, der in früheren Jahrzehnten häufig von außen an die Kirchen herangetragen wurde, denkt man etwa an die Frage nach der Rolle diakonischer Einrichtungen bei Krankenmorden und Zwangssterilisierungen. In den letzten Jahren haben die Kirchen hier geschichtspolitisch geschickter agiert, indem sie die Erforschung dieses Feldes ebenso förderten wie die Erforschung des Einsatzes von Zwangsarbeitern in kirchlichen Einrichtungen. Die Frage der Aufarbeitung geht nun auf solchen Feldern weit über den klassischen Horizont der Kirchenkampfgeschichtsschreibung aus kirchlicher und kirchengeschichtlicher Binnensicht hinaus. Dazu trägt bei, dass die Rolle der Kirchen im Nationalsozialismus zunehmend von Fachvertretern der Allgemeinen Geschichte beschrieben wurde, was einen Zuwachs an methodischer Breite auch für die Fachvertreter der Kirchengeschichte mit sich brachte. Im Endergebnis wurden dadurch auch die mentalen Prägungen und Handlungsmotivationen vieler Akteure besser sichtbar.

Die Frage nach dem Warum der Aufarbeitung lässt sich auch damit beantworten, dass die Sensibilität für geschichtspädagogische Fragen im öffentlichen, aber natürlich auch im kirchlichen Bildungsbereich stark entwickelt ist: Hier kommt dem Religionsunterricht eine wichtige Funktion zu, bedeutsam ist aber auch ein Aspekt, der innerhalb der Kirchlichen Zeitgeschichte durchaus kontrovers diskutiert wurde, nämlich die Erinnerung an die Menschen, die aus Glaubensgründen Opfer des Nationalsozialismus wurden. Hier zeigt sich ein Bedarf an Identifikationsfiguren, nicht nur im Blick auf Dietrich Bonhoeffer, sondern gerade im Blick auf die „kleinen Leute“, die entschlossen oder auch aus einer Zwiespältigkeit heraus in den Widerstand aus Glauben fanden. Ein entsprechendes geschichtspädagogisches Ziel verfolgt die Online-Ausstellung der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte: „Widerstand!? Evangelische Christinnen und Christen im Nationalsozialismus“ (<http://de.evangelischer-widerstand.de>). Hier geht es auch um die Grundfrage, ob sich aus der Geschichte etwas lernen ließe für die gegenwärtige Auseinandersetzung um das Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Religion. Vorgesehen sind in der Ausstellung zusätzliche regionale Fenster.

3. Was kann die Kirchengeschichte zur Aufarbeitung beitragen?

Mit diesen Beispielen ist schon angedeutet, was die Kirchengeschichte zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit beitragen kann. Ihr Beitrag kann nicht mehr als Kirchenkampfgeschichtsschreibung geleistet werden, sondern muss gesellschaftliche, politische, mentale und andere Aspekte einbeziehen. Die Kirchengeschichte hat hier wie auch sonst nicht anders als die Allgemeine Geschichte zu arbeiten, freilich mit einer spezifischen Fokussierung, eben auf die Kirche in allen ihren Dimensionen und Handlungsfeldern und auch auf die Theologie.

Was die Kirchengeschichte in der Forschung zu tun hat, ist nicht unabhängig von dem, was sie in der Lehre zu tun hat, nämlich angehende Pfarrerinnen und Pfarrer, Lehrerinnen und Lehrer mit Kenntnissen und Kompetenzen auszurüsten. Daraus ergibt sich, dass der kirchengeschichtliche Beitrag zur Aufarbeitung u.a. darin besteht, diejenigen, die in Kirche und Schule Verantwortung tragen, zu befähigen, an dieser Aufarbeitung mitzuwirken.

Der Sache nach kann die Kirchengeschichte darum zuerst einmal dadurch zur Aufarbeitung beitragen, dass sie historische Kenntnisse bereit stellt. Die Geschichte des Protestantismus im Nationalsozialismus ist inzwischen in weite Ferne gerückt. Barth, Barmen, Bonhoeffer mögen noch halbwegs gesicherte Wissensbestände sein, doch hat sich trotz aller kirchengeschichtli-

cher Forschung ein skurriler Schematismus festgesetzt, der kaum anders als in der unmittelbaren Nachkriegszeit aussieht: Barth schrieb die Barmer Erklärung, diese ist ein Dokument des Widerstandes der Bekennenden Kirche, und Bonhoeffer war ein schon durch seine Herkunft geadelter Entrückter.

Andererseits sieht es von kirchlicher Seite häufig so aus, als sei der Kirchenkampf der große Bezugspunkt der neueren Kirchengeschichte und historisch ganz unmittelbar nahe. Da könnte man freilich ketzerisch fragen, ob man aus der Geschichte der Kirche in der SED-Diktatur nicht viel besser lernen könnte und was uns andererseits die Kirchengeschichte der alten Bundesrepublik mit ihrer Demokratisierung und Pazifizierung des Protestantismus zu sagen hat, was wir lernen können von Gustav Heinemann oder Otto Dibelius.

Jedenfalls besteht eine der Aufgaben der Kirchengeschichte in einer Klärung des Grundverständnisses der Zeit, die immer noch gerne mit dem Begriff „Kirchenkampf“ qualifiziert wird, obwohl dieser bis in moderne Lexika hinein zumeist durch das neutralere „Kirchen im Nationalsozialismus“ ersetzt worden ist. Die Aufgabe der Kirchengeschichte besteht also auch darin, zu einem angemessenen Umgang mit Begriffen anzuleiten und solche, die zeitbezogen sind, kritisch zu betrachten.

Nun ist das alles noch nicht Aufarbeitung in dem eingangs dargestellten Sinne, denn was fehlt, ist der Gegenwartsbezug. Freilich ist dieser implizit ja schon angesprochen, ähnlich wie in der Projektskizze des pfälzischen Handbuches. Die Frage ist also, ob die Kirchengeschichte auch zu einer Übersetzungsleistung in die Gegenwart in der Lage ist. Die Frage ist aber auch, ob eine solche Übersetzung in die Gegenwart hinein nicht künstlich ist und zu Banalitäten führt.

Was helfen könnte, wäre eine Analyse des damaligen historischen Kontextes: Der Protestantismus geriet ja nicht zufällig in seine insgesamt problematische Lage in der Zeit des Nationalsozialismus. So zu tun, als hätte man sich anders positionieren können, verkennt, dass die führenden Protestanten doch entscheidende Prägungen mitbrachten, die sie weder zu Sympathisanten von Demokratie und Republik, noch zu entschlossenen Verteidigern ihrer jüdischen Mitmenschen machen konnten. An diesem Befund bricht sich dann auch jede Behauptung, das Christentum sei besonders demokratiefähig. Das war es weder im Berlin des Jahres 1933 noch ist es das im Moskau des Jahres 2012. Aufarbeitung wäre in diesem Sinne nicht zuerst die Frage: „Was können wir daraus lernen?“, sondern „Wie ist es dazu gekommen?“ Sie wäre aber, so meine ich, auch die Frage: „Wie ging es weiter?“ Zu erzählen wäre dann auch die Erfolgsgeschichte des deutschen Protestantismus nach 1945. Ja: Man kann aus der Geschichte lernen, und Christen, Kirchenvertreter und Theologen haben auch daraus gelernt.

Die Kirchengeschichte hat überdies eine besondere Aufgabe in einem Feld, das sich leicht selbständig machen und aktuellen Interessen unterworfen werden kann: Dies ist die Erinnerungskultur, die ja Teil einer Aufarbeitung ist, insofern sie nicht nur museal darstellt, sondern die Betrachterinnen und Betrachter auch zu einer Stellungnahme herausfordert. Solche Erinnerungskultur stellt sich auch im kirchlichen Raum dar, sei es durch Jubiläen oder bestimmte Gedenkort. In gewisser Weise hat damit auch das Erinnern späterer Generationen das Sich-Erinnern der Erlebnisgeneration des Nationalsozialismus abgelöst.

4. Eine unmoralische Kirchengeschichte

„Welche Rolle spielen moralische Wertmaßstäbe, politische Urteile und Bekenntnisfragen für die Erforschung der NS-Kirchengeschichte?“ wird im Ausschreibungstext zu dieser Tagung gefragt. Man könnte sagen: am besten gar keine, denn was hat man davon? Im besten Fall stellt man fest, dass viele Kirchenvertreter im Nationalsozialismus die Maßstäbe des Evangeliums verletzen – das Stuttgarter Schuldbekenntnis hat die entsprechende Erkenntnis schon

früh erfasst: „Nicht mutiger bekannt“ zu haben, schließt immerhin ein, dass man das hätte tun können. Im schlimmsten Fall geht man den Weg mancher Evangelikaler, die in der Anerkennung homosexueller Partnerschaften den Anlass zu einem neuen Kirchenkampf sehen wollen.

Allerdings geht das Handeln und Denken kirchlicher Akteure bekanntermaßen nicht in einem Schwarz-Weiß-Schema auf, und da wird es kirchengeschichtlich interessant. Spannend wird die Frage von Moral, Politik und Bekenntnis da, wo Entscheidungsoptionen sichtbar werden und unterschiedliche Werteorientierungen zum Tragen kommen. Biographische Prägung, Lebenserfahrung, theologische Orientierung führten zu unterschiedlichen Lebenswegen, bei denen die Grautöne deutlich zu machen sind. Das Ziel ist also nicht das Urteilen über die damaligen Akteure, sondern das Verständnis ihrer damaligen Beweggründe und Handlungsmöglichkeiten. Ein politisch-moralisches Urteil kann darum nicht mit dem Heute vergleichen, sondern muss sich an die Optionen halten, die für eine Kirche und ihre Vertreter nach Kaiserreich und Weimarer Republik möglich waren. Nicht aus heutiger Sicht verfehlte der Protestantismus – nein: die Protestanten – seine Aufgabe, sondern aus der Sicht der Weimarer Republik mit ihren demokratischen Möglichkeiten. Die Abgabe von Urteilen bedarf also größter Zurückhaltung. Nichts ist einfacher, als sich aus heutiger Sicht besser, ja gerechter zu fühlen.

Durch differenzierte Blicke auf einzelne Personen ist auf diese Weise in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Haltung manches Kirchenmannes und Theologen in der Zeit des Nationalsozialismus näher beleuchtet und differenzierter beschrieben worden. Selbst ehemalige Lichtgestalten des Kirchenkampfes wie der bayrische Landesbischof Hans Meiser kamen auf den Prüfstand, so dass das Landeskirchenamt in München heutzutage nicht mehr in der Hans-Meiser-Straße residiert, sondern geschichtspolitisch halbwegs korrekt in der Katharina-von-Bora-Straße. Auf den Prüfstand kamen auch Universitätstheologen, die sich den Deutschen Christen angedient hatten.

Zur Vergangenheitsbewältigung einer evangelischen Kirche könnte freilich auch gehören, die Gemeinden und das Verhalten des Kirchenvolkes auf den Prüfstand zu stellen. Die Begeisterung für den Nationalsozialismus war nicht nur inszeniert, und das, was in der pfälzischen Projektskizze Verführbarkeit heißt, war auch eine ideologische Anfälligkeit für den Nationalsozialismus gewesen. Nationaler Aufbruch und evangelischer Aufbruch konnten ja sogar in eins gesehen werden, wenn Vertreter der Inneren Mission von einer volksmissionarischen Chance sprachen. Insgesamt ist aus der Sicht der Vergangenheitsbewältigung also auch die Frage nach problematischen protestantischen Mentalitäten im Kirchenvolk zu stellen, die freilich vor 80 Jahren ganz andere waren als heute.

Und das Bekenntnis? Hinzuweisen ist darauf, dass die Bekennende Kirche eben Kirche war und nicht nur eine imaginäre Institution. Die Schwierigkeiten der Bekennenden Kirche mit ihrer Institutionalisierung aber hatten auch mit dem Bekenntnis zu tun: Für Reformierte konnte sich die Kirche durch Bekenntnissynoden legitimieren, was für amtsbewusste Lutheraner so nicht möglich war. Wo es um das Bekenntnis geht, wäre auch noch einmal kirchengeschichtliche Sorgfalt angebracht, nicht zuletzt im Blick auf die lutherische Zwei-Reiche-Lehre, der zugeschrieben wird, sie habe dem Staat eine Kompetenz zugemessen, die dieser nur zu gerne für sich beansprucht habe.

5. Sich an der Aufarbeitung abarbeiten

Die eben angestellten Erwägungen verweisen auf das, was die Kirchengeschichte eben nicht darf: vorschnelle Urteile fällen, sich auf Deutungen einlassen, die scheinbar selbstverständlich klingen, sich vorschnell denen anschließen, die in der Geschichte der Kirche im Nationalsozialismus nur ein völliges Versagen sehen. Das bedeutet andererseits keinen Rückzug in die banale Argumentation, man müsse eben alles aus sich selbst heraus verstehen und dement-

sprechend sei vieles erklärbar und verstehbar. Aufarbeitung bedeutet auch, die nicht realisierten Möglichkeiten zu sehen und zu beschreiben, Resistenz, Opposition und Widerstand im Kleinen sichtbar zu machen, im Bösen auch das Gute zu sehen. Damit ist eine schwer auflösbare Spannung beschrieben.

Das ist freilich kein abschließbarer Prozess. Die Mühen der Aufarbeitung werden über das geplante Handbuch hinausgehen, das weitere Prozesse anstoßen kann. Die Kirchengeschichte muss also regional und lokal weiter aktiv bleiben, nicht nur die universitäre Kirchengeschichte, sondern auch die innerhalb der Kirchen verankerte. Man muss freilich immer sagen, was man eigentlich will und wie man die eigene Aufgabe versteht. Die Kirchengeschichte hat damit letztlich eine kritische Funktion bei der Standortbestimmung von Landeskirchen und anderen kirchlichen Einheiten. Insofern hat sie auch eine Zukunftsaufgabe. Diese aber erfordert vielleicht nicht nur Nüchternheit, sondern auch Leidenschaft für die Sache der Kirche, die doch die Sache des Evangeliums ist.